

ERICH KOCK · KÖLN

Geist des Aufbruchs

Robert Grosche – Seelsorger, Vordenker, Mittler

Er wurde 1888 geboren – also in jenem Jahr, das zwei deutsche Kaiser sterben und den letzten ihren Platz einnehmen sah. Und er starb ein Jahr vor der Studentenrevolte: ein Datum, das bis heute für unser Land einen gesellschaftlichen Umbruch bezeichnet. Dieser Zeitrahmen gibt zu erkennen, welchen geschichtlichen Augenblick sein Leben zu durchmessen hatte. Als Zeitgenosse der Jahrhundertwende und des Zwanzigsten Jahrhunderts war Robert Grosche ein Zeuge sozialer und politischer Veränderungen. In 55 Priesterjahren erlebte er zwei Weltkriege, zwei Besatzungszeiten und die menschenverachtende Diktatur des sogenannten Dritten Reiches. Und er erfuhr als im Zentrum Kölns tätiger Seelsorger die völlige Zerstörung der Stadt, ohne die Metropole am Rhein zu verlassen. Mehr als 90 (wahrscheinlich 97) Mitbrüder konnte Grosche als Stadtdechant bewegen, trotz wachsender Luftangriffe von Bombern und Jagdbombern – die bekanntlich auch oft Jagd auf Zivilisten machten – und zuletzt unter dem Hagel der Artilleriegranaten zwischen 1941 und 1945 bei den noch vorhandenen Pfarrangehörigen, ja, den Kölnern überhaupt zu verbleiben. Wie der Alltag und die kirchlichen Festtage verliefen, das hat Robert Grosche trotz seiner ständigen Beanspruchung mit Mut, Blickschärfe und Wachheit in seinen Tagebüchern festgehalten. Teile davon sind als Buch erschienen und beweisen, wie es in Luftschutzkellern und halb oder völlig zerstörten Kirchen, wie es auf den kaum noch begehbaren Straßen und in den Seelen der Menschen aussah. Seit 1943 Stadtdechant, hat Grosche seine Herzensfrömmigkeit und Intelligenz, seinen Humor und seine Wachheit dazu verwendet, den Wiederbeginn religiösen und kulturellen Lebens in Köln mit Anstößen und Impulsen zu versehen, die bis auf den Tag fortwirken. Ja, seine bereits 1938 und früher erschienenen Veröffentlichungen zur Kontroverstheologie, zur Theologie der Kirche und zum Ökumenismus, haben – wie kein Kenner der Verhältnisse mehr bezweifelt – das Zweite Vatikanische Konzil (es ging eineinhalb Jahre vor seinem Tod zu Ende) mit beeinflusst.

Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß die theologische Kategorie der Geschichte, auch der Geschichtlichkeit – auf Kerngedanken von Scheeben, Möhler, Newman und Schell fußend – von ihm erschlossen und in die zeitgenössische

ERICH KOCK, Jahrgang 1925, lebt als freier Schriftsteller in Köln; zahlreiche Arbeiten für Funk und Fernsehen.

Theologie hineingetragen wurde. Zugleich aber ist mit seinem Namen die Wiederentdeckung der Person und des Werkes des Thomas von Aquin verbunden – und dies noch vor der so verdienstvollen Tätigkeit Josef Piepers. In Vorträgen und Gesprächskreisen, Gründungen und Stiftungen trug Robert Grosche die Erneuerung des kirchlichen und kulturellen Lebens in Köln, im Rheinland, im Land Nordrhein-Westfalen, maßgeblich mit. Als Idealist und Realist pflegte er bereits lange vor dem Ersten Weltkrieg die Verbindung zur französischen Geisteswelt und Kultur; so ist beispielsweise das Bekanntwerden des dichterischen Werkes von Paul Claudel mit seinem Namen untrennbar verbunden. Und als am 3. Oktober 1913 im Festspielhaus Hellerau bei Dresden die deutschsprachige Erstaufführung von Claudels Drama *Mariä Verkündigung* stattfand, da nahm neben Rainer Maria Rilke, Lou Andreas Salome, Anton und Katharina Kippenberg, Franz Werfel, Annette Kolb, Henry van de Velde, Kurt Pinthus, Ernst Robert Curtius, Max Scheler und Martin Buber auch Robert Grosche teil. Robert Grosche war Briefpartner von Elisabeth Langgässer und Gertrud von le Fort; er setzte sich nachdrücklich für die Verbreitung der Werke von François Mauriac, Graham Greene, T.S. Eliot, Wolfgang Borchert und Georges Bernanos ein. Von Grosche stammt das Wort, das »gläubige Frankreich sei den Deutschen im großen und ganzen ein verschlossenes Land«. Es berührt eine Feststellung, die auch der deutsche Philosoph Peter Wust im Kreis seiner Pariser Freunde machte.

Seit 1945 Pfarrer der romanischen Basilika St. Gereon, zog Grosche den französischen Glasmaler Alfred Manessier zur Gestaltung der zwölf Kryptafenster dieser Kirche heran; einen Künstler, durch den das, was man damals abstrakte Kunst nannte, Eingang in die Kirchen fand. Der Stadtdechant und Domkapitular beeinflusste stark und nachhaltig den Wiederaufbau der Kölner Kirchen und die Errichtung neuer Gotteshäuser. Architekten wie Rudolf Schwarz, Hans Schilling, Emil Steffann, Fritz Schaller und Karl Band konnten auch durch seine Vermittlung das besonnene Experiment des Kirchenneubaus im Erzbistum Köln verwirklichen. Robert Grosche war es auch, dessen Hand bei der spirituellen und organisatorischen Vorbereitung des Kölner Domfestes (1948) und des 77. Deutschen Katholikentages (1956) deutlich zu spüren ist. Man darf daran erinnern, daß der entscheidende Impuls zum Wiederaufbau Kölns vom Domfest ausgegangen ist. Denn mit ihm wichen Lähmung und Resignation, und auch internationale Kontakte begannen wieder wirksam zu werden. Jedes Attentat auf den Dom ist deshalb auch ein Attentat auf Köln, seine Geschichte und seinen unter Opfern vollzogenen Wiederaufbau.

Der geborene Dürener Robert Grosche, 1912 zum Priester geweiht, hatte bereits als Student in Bonn den Rhein vor Augen. Man könnte denken, der breite Strom und seine Brücken hätten sein Wesen mitbestimmt. Denn dieser gestandene Mann war ein geistiger Brückenbauer. In seiner Person verbanden sich der Seelsorger mit dem Theologen, der Übersetzer mit dem Interpreten, der Liebhaber von Kunst und Literatur mit dem Kritiker, der Gelehrte mit dem Praktiker. Nach Stationen in Hürth und Efferen landete er in Köln und war zehn Jahre lang (von 1920 bis 1930) Studentenseelsorger an der wiederbegründeten Kölner Universität. Der Priester und Studierende kümmerte sich um ihre finanziellen Sorgen, um Darlehen und Zimmer, um Erholungsaufenthalte und Studienfragen. Der Prediger und Ge-

sprächspartner beobachtete eine leidenschaftliche Sachlichkeit – gerade deshalb nahmen viele an ihm Maß, die gegen pädagogische Zwänge (und wurden sie auch noch so elegant vorgebracht) mißtrauisch waren. Grosche liebte den Dialog, übrigens auch mit den evangelischen Theologen Karl Barth und Rudolf Bultmann – das spielte sich teilweise in Grosches Zeit in Vochem bei Brühl, teilweise im katholischen Münster in der Wohnung des Schriftstellers Gottfried Hasenkamp ab. Grosche, witzig und schlagfertig, liebte das Florett, nicht die Kanone. Vermutlich hatte er auch deshalb keine Ladehemmungen. Grobes Geschütz lag ihm nicht. Im Zentrum seiner dynamischen Existenz herrschte Ruhe, und er war *ein ausdauernder Beter*. Der Seelsorger und Theologe spürte das kommende Ausmaß der Säkularisierung auch dieser Republik in seinen Knochen, und das bereits früh; eben deshalb verweigerte er sich der bloßen Restauration früherer Verhältnisse.

Schon seit 1941 und 1945 stellte Grosche fest, der deutsche Katholizismus lebe geistig in der Diaspora. »Darüber dürfen wir uns nicht täuschen.« Denn – ich zitiere – »die bisher von der Tradition, von der soziologischen Situation des Bürgertums oder des Bauerntums aus geschützte religiöse Substanz ist fast völlig aufgezehrt.« »Das Christentum ist in den Untergang des Bürgertums hineingezogen, und es ist sicher, daß aus dieser Richtung eine Rettung nicht mehr kommen kann.« Der Wiederaufnahme der katholischen Verbandsstruktur nach dem 2. Weltkrieg wie der seines Erachtens zu großen Nähe der Katholiken zur Politik, ihren Denk- und Machtstrukturen stand Grosche sehr kritisch gegenüber. Vielleicht hängt das auch mit einer Art Brückenbau zusammen, den Grosche in den Jahren 1933 bis 1934 wie andere katholische Theologen und Philosophen – unter anderem im hierorts situierten »Görreskreis katholischer Deutscher«, Gereonshof Nr. 7/III – unternahm. Dieser Versuch und seine Hoffnung auf ein Zusammengehen von Katholiken und »neuem Reich« brachen spätestens nach dem sogenannten Röhm-Putsch und der Ermordung von Vertretern der Katholischen Aktion zusammen. Obgleich sein politischer Instinkt Grosche damals getroffen hat, blieb der hochwache Zeitgenosse doch durchaus imstande, religiöse und gesellschaftliche Entwicklungen vorherzuspüren. Jedenfalls suchte er nach pastoralen Konzepten, den einschneidenden Veränderungen in Kirche und Gesellschaft wirksam zu begegnen. Sein Scharfsinn trennte, sein Humor verband, und seine Geistesjugend überschritt alle Altersunterschiede.

Robert Grosche hat mit der Kraft der Argumente, dem Mut seiner Person und mit dem sachlichen Eifer eines liebenden Herzens Brücken gebaut – zwischen Konfessionen und Nationen, Wissenschaft und Christentum, Kultur und Gemeinden, Literatur und Religion, Kunst und Katholizismus, der großen Tradition und unserem Heute. Vieles an seinem Wesen war baumeisterlich, denn er bevorzugte Standfestigkeit, Geräumigkeit, Weite und Höhe – mit einem Wort: den geistigen Bau. Wer sein Arbeitszimmer am Gereonshof oder Gereonsdriesch, in Vochem betrat, fühlte sich von Büchern umstellt – es gab nur wenige ausgewählte Bilder; für sie war kaum noch Platz da. Zeitweise fiel der Blick von dem mit Papieren bedeckten Schreibtisch auf den Vorplatz von St. Gereon und auf das zu seinen Lebzeiten nicht mehr fertiggestellte Dekagon. Noch eines der letzten Gespräche mit Seminaristen 14 Tage vor Grosches unerwartetem Tod beschäftigte sich mit der Theologie Rudolf Bultmanns. Die Wahrheit war ihm, wie er seinem Freund Caspar Markard

sagt, kein Stück Papier oder ein Buch in der Tasche, so sehr er die Bücher liebte. In einem Brief an Frau von Joest vom 12. November 1940 schreibt der Seelsorger Grosche: »Die Welt der Bücher ist eine sehr feine, aber – wie ich aus Erfahrung weiß – unheimliche Versuchung; es kann in der Hingabe an die Bücher eine in das schönste Gewand des Idealismus sich verkleidende Selbstsucht stecken, in der man sich der Forderung, die der Nächste an uns stellen kann, entzieht ... Denn nicht die Erkenntnis, sondern die Liebe ist die Krone der Vollkommenheit.« Es ist derselbe Mann, der 1941 feststellt: »Ich kann es einfach nicht über mich bringen, bei der Möglichkeit der drohenden Gefahr nicht unter meinen Pfarrkindern zu sein.« Nie vergißt der Seelsorger Robert Grosche, als er die Kirche St. Mariä Himmelfahrt übernommen hat – eine Kirche, die beim großen Angriff vom Juli sehr gelitten hat – daß es von dieser Kirche aus die Möglichkeit gebe, in die Stadt hineinzuwirken, sie »zum Herd eines vielleicht, wenn Gott will, strahlenden katholischen Lebens zu machen«. Nie vergißt er das eine Notwendige: Verkündigung und Nächstenhilfe.

In den Kellern dieser Kirche und des gegenüberliegenden Hauses und, wenn die Menschen ihn gerade nicht beanspruchten, in seinem mit Trümmern übersäten Studierstübchen schrieb er, als wäre gar nichts passiert, an seinen Bibelkommentaren oder las theologische Literatur. Sein damaliger Subdiakon Alois Schuh – der spätere Pfarrer von St. Peter – schreibt: »Ich habe viele Tage und Nächte mit Dr. Grosche und seiner Pfarrfamilie in dem Kirchenkeller unter dem Hochaltar der Jesuitenkirche zugebracht in unmittelbarer Nähe der alten Jesuitengebeine, die dort in den Wänden ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.« Von einem Besucher gefragt, was wir dort unten all die Zeit hindurch taten während der Alarmstunden, die wir dort verbrachten, sagte Grosche: »Wir beten Brevier, wir trinken ab und zu roten Wein, und wir treiben Theologie. Und wir warten auf das Ende.« Man darf hinter diesen Worten einen Doppelsinn vermuten, den aufzulösen ich den Lesern überlasse. Ich spüre in diesen Sätzen Nüchternheit und Glut, nicht nur den Witz, den nur ein gestandenes Mannsbild aufbringen kann. Nun, es steckt wohl noch mehr dahinter: In der Zeit der fürchterlichen Luftangriffe auf Köln – etwa am 21. April oder am 14. Oktober 1944 – las Grosche regelmäßig die Apokalypse des Johannes und predigte über sie, daß einige überlebende Zuhörer später sagten, der Trost auch dieser Sätze habe ihnen über das Schrecklichste hinweggeholfen. Als Mariä Himmelfahrt völlig zerstört war und er in St. Gereon eingeführt wurde (8. Juli 1945) sagte Grosche in einer Predigt: »Die Armut hat uns getroffen, damit wir unsren Reichtum erkennen.« Im März desselben Jahres 1945 ließ er einen Zettel an die Kirchentüre von Mariae Himmelfahrt heften, auf dem das Bibelwort stand: »Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit.« Nach den Angriffen aber machte Grosche seine Rundgänge durch die brennende Stadt, und er konfrontierte sich dem zerschundenen Antlitz Kölns. Drei Jahre vorher (1942) trug er in Gegenwart von Joseph Kardinal Frings allgemeine Gedanken über die Aufgaben der christlichen Kunst in der nächsten Zukunft vor. Dort stehen die Sätze: »Wenn Gott die Zerstörung der Kirchen, die als Sinnbild des heiligen Köln gesehen werden, in diesem Maße zuge lassen hat, dann müssen wir wohl, unter die mächtige Hand Gottes in Demut uns beugend, gläubig sagen, daß dies geschehen ist, weil eben dieses Bild der Stadt eine Lüge war. Die Kirchen können nur wieder erstehen, wenn die Gemeinden im Geist wahrer Buße sich erneuern.«

In Robert Grosche lebte der Seelsorger mit dem Theologen zusammen. Er hat die Kluft zwischen der wissenschaftlichen Theologie und der Pastoral zu überwinden gewußt. Bei ihm hat auch die Predigt wieder ihren theologischen Ort gefunden. Und als ihm die Bonner Theologischen Fakultät die Würde eines Ehrendoktors verlieh (1953), äußerte er in seinem Dankschreiben an den damaligen Rektor, er sehe darin die Anerkennung der Bemühungen, »als praktischer Seelsorger nie die Verbindung mit der Theologie zu verlieren, ja, von der Praxis aus auf theologische Probleme einzugehen und ihre Erörterung in dem mir gegebenen Maß zu fördern«. Diesem Antrieb erwachsen Grosche Initiativen zur Gründung eines ökumenischen Arbeitskreises von sechs katholischen und sechs evangelischen Pfarrern zusammen mit dem evangelischen Superintendenten Hans Encke, der bis 1988 bestand. Aus solchen Überlegungen stammen auch Grosches Tätigkeiten im Rahmen der ökumenischen Bemühungen um das Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn, dessen Initiatoren Grosche sehr nahestand. »Ich bin Kontroversist, wie Newman es war«, schreibt Grosche 1929, und: »Mir sind theologische Fragen Herzensfragen.« Noch genau drei Jahre vorher hatte ihm der Erzbischof von Köln, Karl Joseph Kardinal Schulte zu seiner Mitarbeit bei der Zeitschrift *Una sancta* geschrieben (28. September 1926): »Unter den laufenden Mitarbeitern dieser Zeitschrift habe ich auch Ihren Namen gefunden; ich ersuche Sie hiermit, jede Mitarbeit an der genannten Zeitschrift aufzugeben.« Dabei war Grosche – Stadtdechant, Domkapitular, Hochschulprofessor und Pfarrer – ein ständiger, auch demütiger Schüler der Heiligen Schrift und der Tradition. Freilich, der ständige Leser der Kirchenväter Chrysostomus, Irenäus, Origines, Clemens, Cyprian und Augustinus war bisweilen von einer experimentierenden Gedankenfreiheit. Er suchte nach Lösungen in Theologie und Praxis und wollte nicht den reinen Zuschauer spielen, der es hinterher besser weiß. Manche hielten ihn für ein geistliches »enfant terrible«, der schreckliche Dinge einfädelte. Denn er redete ungeschützt, entschieden und zugreifend als einer, der seine Gedanken immer dicht an der Heiligen Schrift formulierte. Ja, er wußte den Denkprozeß offenzuhalten und ihn zugleich gegen alle rationalistischen wie fideistischen Versuche zu wappnen. Grosche hat sich auch – früh im Gespräch mit der evangelischen Theologie eines Karl Barth – mit ihm auseinandergesetzt, nicht etwa sie ihm nachgebetet. Nie würde man ihn auch heute bei den Vertretern eines Ökumenismus auf Biegen und Brechen und um jeden Preis wiederfinden können.

Denn Grosches Theologie ist die eines brennenden Herzens *und* der Vernunft – des Besten *und* Denkens also, der ständigen Vertiefung in die Schrift und die Väter des Glaubens mit dem festen Bewußtsein, daß man nicht von der Magna Charta unseres Glaubens, dem CREDO, abgehen dürfe und doch in eins mitten in der Welt stehen müsse. Es ging ihm darum, auf den Wegen des Glaubens zur endgültigen Gestalt von Kirche und zur letzten Wohnstatt zu wandern, den Sinn für das noch Kommende, *den* Kommenden offenzuhalten und die Unfertigkeit als positive Kategorie zu begreifen. Sein menschen- und kirchenliebender Humor verschreckte mitunter die Traditionshüter, sein Freimut die Vorsichtigen, sein Eifer die Resignierten, sein Lebenstempo die Fußkranken des Geistes. Doch seine Ironie war nie verletzend – schon der Seelsorger, der er war, hinderte ihn daran. Walter Dirks, der neben so vielen richtigen Urteilen über Menschen, Kirchenleute und Geschichts-

größten auch so viele falsche gefällt hat (zum Beispiel über Joseph von Görres), hat gemeint, von Robert Grosche als von einem »geistvollen Spötter« sprechen zu müssen. Nun, auf der Bank der Spötter hat Grosche m. E. nie gesessen – und er hätte sogar einige katholische Jungjournalisten die Unterscheidung zwischen Satire und Hohn, Aufklärung und Verleumdung lehren können ...

Grosche war im Grunde ein Emmaus-Mann, dem das Herz brannte, wenn er sich, auf Gottes Wort hörend, von der Heiligen Schrift die Wahrheit auslegen ließ. Der Instinkt-Theologe wußte, daß nur derjenige, der viel gelitten hat, auch bei anderen Autorität finden kann. Nichts hat er so gefürchtet wie den bloßen Aktivismus, nichts so mißbilligt wie die aus der Hüfte geschossenen Urteile über Welt und Menschen, Konfessionen und Institutionen, den Vorwitz der ewig Ungeduldigen. Zum theologischen Reiterverein der »trojanischen Pferde« hat er nie gehört. Er war ein Seelsorger des Gesprächs – davon zeugen zahlreiche Gesprächskreise (da wurden der Hebräerbrief oder der Römer noch im Urtext gelesen und in Reichweite der Konkordanzen, Lexika und Sprachschlüssel). Und er war bereits zu Beginn seiner priesterlichen Tätigkeit für eine Seelsorge des Hingehens, nicht des Kommenlassens. Stirn und Augen dieses Priesters beweisen eine schwer faßliche Spannung zwischen Vorwärtsdenken und Geduld, Geistesfeuer und Gelassenheit, Tätigkeit und Ruhe. Seine veröffentlichten und unveröffentlichten Tagebücher sind kein Logbuch der Selbstsuche (wie so manche berühmt gewordenen Tagebücher auch unserer Tage), der Selbstbeschäftigung und des Selbstgesprächs. In den oft stenographisch, im übrigen in einer deutlich leserlichen Gelehrtenhandschrift geschriebenen Notizen und Niederschriften ist meist von anderen die Rede: Pfarrangehörigen, Studentinnen und Studenten, Kommunionkindern, Soldaten, Gefallenen, Witwen, Waisen, Mitbrüdern, Politikern, Schriftstellern, Hochschullehrern, Künstlern, Musikern, Bischöfen – genau wie in seinem umfänglichen Briefwechsel.

Der nach Umfang und Fülle beachtliche Nachlaß Grosches umfaßt rund zweieinhalbtausend Einzelstücke – einschließlich einer sehr begrenzten Auswahl von aus dem Grosche-Besitz stammender Bücher. Alfons Bischof hat sie in jahrelanger, selbstloser und akribischer Arbeit geordnet und zu einem Findbuch im Erzbischöflichen Diözesanarchiv zusammengetragen. Neben kämpferischen politischen Artikeln stehen Veröffentlichungen tiefer Frömmigkeit. Hochqualifizierte Äußerungen zur Kunst wechseln ab mit einfachen Schriftauslegungen, die für jedermann verständlich sind. Ich durfte immerhin ungefähr zwei Drittel dieses Bestandes durchlesen und mustern. Und ich meine, es wäre eine Gewissenspflicht der *ecclesia coloniensis*, diesem uomo universale eine Biographie zu widmen. Abgesehen von den umfänglichen Arbeiten und Büchern zu Paul Claudel und seiner Weltsicht wie Poetik nenne ich nur einige Aufsatztitel aus der Zeit von 1927 bis 1952: Die Aufgabe der christlichen Kunst; Über Kunst und Geschichte, Kunst und Kirche; Kirchliche Autorität und schöpferische Freiheit; Liturgie und Kirchenbau; Kirche und Künstler; Die Aufgabe der kirchlichen Kunst in der nächsten Gegenwart; Auftraggeber und Künstler (1957).

Heinrich Böll, der in einem Taschenbuch »Was soll aus dem Jungen bloß werden?« Grosche zwei, drei erhellende Seiten (96/97) widmet, nennt Grosche einen »klassischen Rheinländer, gebildeten Abbé, den ersten wirklich ökumenischen

Priester Deutschlands und doch sehr römisch, sehr westlich, sehr deutsch und mit einer überraschenden Beimischung von Nationalismus, sehr katholisch, witzig, überlegen, mutig«. Was den Nationalisten betrifft, so hat Grosche zum Beispiel den wegen aggressiver politischer Äußerungen vom Gymnasium gewiesenen Schüler Caspar Markard aus Brühl in einem Kölner Gymnasium unterbringen können. Und er hat zusammen mit Alois Schuh den seit dem 20. Juli flüchtigen Mitverschwörer der Erhebung gegen Hitler nach dessen Flucht aus der Berliner Bendler-Straße in seinem Haus neben Himmelfahrt empfangen und dann an Freunde, auch an Pater Schuh selber, weitergeleitet. Kunrat von Hammerstein hat auf solche Weise überlebt. Tage später hat Grosche in sein Tagebuch eingetragen (31. Juli 1944): »Es ist gefährlich, sich mit Gott einzulassen. Gott kann alles Mögliche fordern, und so hat der Mensch Angst.« Grosche setzt sich nach dem Kriege jedoch auch für einige seiner Meinung nach falsch beurteilte ehemalige Parteigenossen ein, und ebenso führt er einen Briefwechsel mit dem 13 Jahre vorher emigrierten Paulus Lenz-Medoc, in dem der Verfasser des Briefes am 9. April 1947 aus Paris schreibt: »Ich habe meine Feindschaft gegen das Hitler-Regime mit dreizehn Jahren Exil bezahlt,weigere mich aber, irgendeinen Nationalsozialisten ungerecht behandelt zu sehen ... Deshalb bitte ich Sie und durch Sie den Hochwürdigsten Herrn Kardinal, bedenken zu wollen, ob nicht Vorstellungen möglich sind, um die Zahl und die Namen der gefangenen SS-Leute zu erfahren; um ihnen mindestens einen beschränkten Briefverkehr mit ihren Angehörigen zu vermitteln; um für die verstümmelten und kranken SS-Männer eine kontrollierte Krankenpflege zu erreichen; um endlich wirkliche Verbrecher von denen zu trennen, die aus Überzeugung dabei waren, ohne sich einer Missetat schuldig zu machen.« Nationalsozialismus oder Nationalismus auf dieser oder der anderen Seite des Rheins? Ich meine nicht!

Wie dachte Grosche über Kunst und Kirche, ihr Verhältnis zueinander? Da hier lediglich begrenzt Platz besteht, um einiges Nähere zum Menschen und Priester, Kunstkenner und Kunstdeuter, zum Poetologen und Literaturfreund zu sagen, kann ich mich nur kurz fassen und wenig berühren. Nun, wie die Kirche stand Kunst für Grosche zwischen den Zeiten. Kunst ist also, sofern sie mit der Kirche zu tun bekommt, eine Mitpilgerin. Sie steht unter dem »schon« und »noch nicht«. Deshalb gehört zu ihr eine offene, nicht eine geschlossene Form. Christliche Kunst zumal lebt aus einer ständigen Spannung; sie ist eine Kunst, die aus der Armut kommt. Demjenigen, der dem Gotteshaus und der liturgischen Handlung in der ihr gebotenen Schuldigkeit dient, muß unbedingt Freiheit gelassen werden. Der Künstler erwarte, so Grosche, keine Belehrung über künstlerische Dinge; er wünsche *geistliche* Belehrung zu erfahren. Die Ausführung von Werken solle demjenigen überlassen bzw. anvertraut werden, der »im Fach hervorragend ist und wirklichen Glauben auszudrücken« vermöge. Christliche Kunst verstehe sich als aus der Zeit geboren, und auch bei Wiederherstellung von Kirchen gehe es nicht um Kulturdenkmale, sondern um Gotteshäuser, in denen die *Liturgie entfaltet* werden könne. Entscheidend für das Gelingen eines Auftrages sei die *sacra conversazione* zwischen Auftraggeber und Künstler. Es gelte den reichen Schatz der Symbole und die Sprache der Heiligen Schrift für die Künste zu erschließen. Man habe dem Künstler die Offenbarung religiös zu erschließen, damit die Kirchenkunst von heute zur Fülle der heilsgeschichtlichen Symbolik zurückfinde. Christliche Kunst im

engen Sinne ruhe nicht auf der Natur, sondern auf der Geschichte, »weil das Christentum Geschichte ist«, wie Grosche schreibt. Auch der Kirchenbau werde nicht zu bestimmen sein durch Vorbilder der Vergangenheit, sondern durch Sinn und Zweck eines Baus.

Was die Poesie betrifft, so hat Grosche, wie angedeutet, früh sein nahes Verhältnis zum geistigen Frankreich, besonders zu Paul Claudel ausgebildet. Er hat den Werken Claudels in Deutschland – im Theater und anderwärts – Eingang verschafft, seine *Ars Poetica mundi* übersetzt. Mit Claudel hat Grosche dessen Hauptthemen von Schöpfung und Geschichte im Lobpreis und der *Confessio* dieses Dichters entdeckt, für den die Welt – trotz des Bösen, das der Realist Claudel nie übersah – »ein gewaltiges Gedicht und herrlich geschaffen ist und bleibt«.

Robert Grosche verwaltete seine Zeit – wenn auch nie buchhalterisch. Er war, wie Bernhard Lichtenberg, ein Mensch des Morgens der Schöpfung, jenes *Creators*, »der mich erfreut von Jugend auf: *Juventutem meam*«. Schon 1924 hat er in seinen Exerzitienbetrachtungen die Sprache des Morgenlichtes gepriesen und den Psalm 62 zitiert: »Zu Dir mein Gott erwache ich in der Frühe.« Und er hat damals gesagt: »Die erste Stunde entscheidet über das Schicksal unseres Tages.« Immer liebte Grosche die Zeit der Morgenmessen und die der zu seiner Zeit noch üblichen stillen Messen. Das war ein sozusagen produktiver Widerspruch zu seinen liturgischen Postulaten, oder doch nicht? Stille könnten die heutigen Messen dringlich wieder gebrauchen!

Zu Grosches Klientel gehörten Kranke, Hilfsbedürftige, Bombenopfer, Kinder, besonders Kommunionkinder. Er wußte, wie er gesagt hat, daß Predigt Anrede ist, Weckung und Festigung des Glaubens, nicht zuerst Erbauung. Im übrigen verstand er es, – 1946 schrieb er es in einem Brief – mit wenigen Dingen auszukommen: »Gestern sind es zwei Jahre, da wir alles Hab und Gut verloren haben.« Bei Kriegsende waren noch fünf Kirchen Kölns benutzbar; neunzig zum Bistum gehörige Kirchen lagen in Trümmern. Armselige Kleidung, fehlendes Material, schreckliche Behausungen, Brennstoffmangel, Hunger. Er hatte sich um die Versorgung der Nachkriegsbewohner Kölns mit Briketts genauso wie um die Erstkommunionvorbereitung der Kinder, um die Pflichten der Dechantenkonferenzen ebenso zu kümmern wie um die Reparatur eingestürzter Gewölbe. Dies sind nur wenige Hinweise. Einmal heißt es: »Die tägliche Nähe des Todes führt fast zu ständigem Gebet.« Und: »Lassen Sie uns beten und hoffen, daß Gott unser Volk nicht verstößt« (10. Juli 1941). In entscheidenden Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils finden sich fast wörtlich Sätze Grosches wieder – lange Jahre vorher sind sie geschrieben worden, so in der Konstitution über die göttliche Offenbarung, dem Dekret über Kirche und Welt, die Missionen und in der Konstitution über die heilige Liturgie. Grosche hat die geistige Schubkraft dieser Kirchenversammlung noch erlebt – nicht freilich mehr jene Krisen, die eben auch mit ihr verbunden sind und die wir ganz offensichtlich noch nicht bewältigt haben. Er wußte, wie wichtig, ja, lebenswichtig es ist, daß die Erkenntnis nicht die Liebe verschlingt, denn die menschliche Vernunft ist gefräßig, und daß Theologen wie Seelsorger nicht der Hypertrophie des Intellekts verfallen. Und er hätte sicher – gerade als Initiator so vieler katholischer Bildungsunternehmen und mit einem eigenen Konzept der Erwachsenenbildung – alles darangesetzt, damit auch katholische Bildungseinrichtungen Stätten der Auf-

erbauung des Glaubens sind und stets mehr werden – und nicht etwa am Ende zu so etwas wie »Krematorien des Glaubens«.

Grosches Sterben zwischen Pfingstfest und Dreifaltigkeitssonntag 1967 kann man als Zeichen verstehen. Denn der Geist war es bei ihm, der des dreifaltigen Gottes, der lebendig macht, während Buchstaben töten. Robert Grosche war ein Mann des Aufbruchs und der Sehnsucht. Wurzeln und wandern, beharren und fortschreiten, festhalten und sich lösen, überliefern und neu beginnen – in dieser bisweilen schmerzlichen Dialektik hat sich sein Leben bewegt. Grosche wußte um die zwei immer in Spannung befindlichen Pole in der Kirche – die zwischen Türhütern und Türöffnern, Hierarchen und Propheten, Charismatikern und Trägern ihnen von der Kirche verliehener Ämter. Im Tod ein Antlitz der Ruhe, vom Geist übergossen, ein Mensch der Hoffnung und Geduld, ein Pilger, homo peregrinus, voll Nüchternheit und Glut, Kraft und Zartheit – *und stets auf dem Weg*; der sich die Wahrheit nicht ins Haus tragen ließ, sondern der immer zu ihr aufbrach, von neuem begann, von vorn anfang und den kein Rückschlag in die Resignation treiben konnte – jung eben, trotz seiner siebzig, achtzig Jahre! Man möchte sagen: Jung auch im Tode.

Und falls Verstorbene, die leidenschaftliche Bücherleser waren, doch noch Bücher lesen sollten, dann wird m. E. Robert Grosche Joseph Ratzingers auf einem klugen und gar nicht voreiligen Interview beruhendes Buch *Salz der Erde* bestimmt jetzt noch lesen: Salz der Erde – vielleicht in seiner heutigen Behelfswohnung am Hauptweg des Friedhofs Melaten, vielleicht auch in den Ewigen Wohnungen auf der anderen Seite dieses Lebens. Salz der Erde, das würde – meine ich – auch auf seine jetzige Situation ganz gut passen. Auch auf denjenigen, der noch unter der Erde, d. h. in Luftschutzkellern Theologie getrieben hat. Heute ist der frühere Stadtdechant mitten unter seinen Brüdern im Seelsorgeamt und das heißt, in der Gemeinschaftsgrabstätte der Kölner Pfarrer beigesetzt. Auf der allen zugedachten Grabplatte steht geschrieben: Parochi colonienses expectant resurrectionem – hier erwarten die Kölner Pfarrer die Auferstehung. Denn noch ist ja keine Auferstehung aller, und noch ist die Zeit auf dem Gang.

Robert Grosche liegt auf Melaten begraben, gewissermaßen am Ende jener Achse von Mariä Himmelfahrt und St. Gereon nach Westen, an der sich sein Priesterleben zu großen Teilen abgespielt hat. Die friedhofsamtliche Bezeichnung der Stelle lautet: Flur 68/1–3. In seinen Exerzitienbetrachtungen des Jahres 1937 hat Robert Grosche festgehalten: »Als Abraham stirbt, hat er nichts als ein paar Fußbreit des Landes, auf dem er begraben wird. Da schläft er, der Mann, der glaubt.« Und die Lieblingsstelle der Heiligen Schrift von Robert Grosche ist die des Hebräerbriefs 13,14: »Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen die künftige.«